

## **Empfindsame Wissenschaft. Zur Vermittlerfunktion der „schönen Wissenschaften“ bei Gellert**

Das Attribut „empfindsam“ geht gern – das liegt in der Natur der Sache selbst – Paarungen ein. Was jedoch ist mit der auf den ersten Blick paradoxen Wortprägung „empfindsame Wissenschaft“ gemeint? Ist die Wissenschaft, zumindest wie wir sie heute verstehen, nicht das größtmöglich Unempfindsame schlechthin? Widerstreitet „empfindsame Wissenschaft“ nicht zutiefst den wissenschaftlichen Grundtugenden der Moderne, ihrem kombinierten Anspruch auf Objektivität des Wissenschaftlers, Allgemeinheit der Ergebnisse und Regelgeleitetheit der Methode? Nun ist es zugestandenermaßen bei näherer Betrachtung auch heute so, dass nicht alle Wissenschaften gleichermaßen an diesem offensichtlich von einem traditionellen Verständnis der Naturwissenschaften abstrahierten Idealtypus partizipieren; es gibt sogenannte „weiche“ und „harte“ Disziplinen, allgemeinere und speziellere Ergebnisse und systematische und weniger systematische Methoden (und häufig auch, daran gekoppelt, eine unterschiedliche gesellschaftliche Wertschätzung). Und auch bei Gellert soll es ja in erster Linie um die „schönen Wissenschaften“ gehen – nur ist das leider ein Terminus, der vielen wahrscheinlich inzwischen ebenso fremd anmutet wie die „empfindsame Wissenschaft“. Immerhin jedoch hat *dieser* Begriff eine Geschichte, die ich deshalb in einem ersten Schritt – sehr gekürzt – darstellen werde. Daran anschließend werde ich Gellerts Wissenschaftsverständnis, sein Rollenbild des Gelehrten und sein Konzept des idealen Studenten analysieren, wie er sie in seiner Antritts- und in einer seiner Schlussvorlesungen darstellt. Am Ende sollte daraus dann ersichtlich werden – so hoffe ich zumindest –, was es mit meiner Rede von der „empfindsamen Wissenschaft“ auf sich hat. Ein Schwerpunkt wird dabei auf der Frage liegen, inwiefern diese von interdiskursiven Transferleistungen profitiert; und was vielleicht sogar heute noch von ihr zu lernen wäre (oder auch nicht).

### „Schöne Wissenschaften“ – eine kleine Begriffsgeschichte

Zur Geschichte des Begriffs „schöne Wissenschaften“ hat Werner Strube 1990 eine ebenso gründliche wie erhellende Studie vorgelegt, auf die ich mich im folgenden beziehe. Strube verfolgt den Begriffsgebrauch von seinem ersten Auftauchen im 17. Jahrhundert an bis zu seinem traurigen Abstieg zu Beginn des 19. Jahrhunderts; es ist also eine recht kurze Geschichte, die, knapp gesagt, zeigt, wie ein ehrwürdiger Begriff im Laufe nur eines Jahrhunderts vor die Hunde geht. Wobei Strube gleich zu Beginn hervorhebt, dass es im gesamten 18. Jahrhundert durchaus nicht klar ist, was mit „schönen Wissenschaften“ nun eigentlich gemeint sei.<sup>1</sup> Sie stehen, zum Ersten, in einem unklaren Nachfolgeverhältnis zu den antiken „artes liberales“, enthalten aber nicht alle sieben freien Künste, sondern meist eine Auswahl daraus. Sie stehen, zum Zweiten, in einem ebenso unklaren Verwandtschaftsverhältnis zu den „schönen Künsten“<sup>2</sup>, mit denen sie manchmal identisch sind, manchmal aber auch kombiniert werden. Sie werden, drittens, häufig, aber nicht immer als eine vage Übersetzung der französischen „belles lettres“ benutzt, was das Problem noch interkulturell verschärft. Das einzige, was man – zum Vierten und mit einiger

---

<sup>1</sup> Vgl. z. B. eine Äußerung Herders in der *Kalligone* (1800): „Vielleicht sind wenige Worte in der Sprache so unbestimmt als die Namen ‚schöne Wissenschaften und Künste‘. Bei dem verworrenen Begriff, den man mit ihnen verbindet, weiß man oft nicht, was sie bedeuten“ (zitiert nach Werner Strube: Die Geschichte des Begriffs „schöne Wissenschaften“, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* XXXIII (1990), S. 136-216; hier: S. 136).

<sup>2</sup> Strube bezeichnet sie als „Wechselbegriff“ (S. 141).

Sicherheit – sagen kann, ist, dass sie die sogenannten „oberen Fakultäten“<sup>3</sup> oder die „höheren Wissenschaften“, wie Gellert sie nennt (nämlich Theologie, Jurisprudenz, Medizin), nicht umfassen. „Schöne Wissenschaften“ sind also sozusagen der etwas unseriösere Rest, der im weitesten Sinne alle Künste, bzw. deren Theorie und Geschichte, von der Poesie bis zum Gartenbau und von der Lyrik bis zum Ausdruckstanz sowie die Sprachdisziplinen Rhetorik, Grammatik, Poesie und schließlich die Historie umfassen kann.

Innerhalb des 18. Jahrhunderts verschiebt sich dabei nach Strube der Schwerpunkt innerhalb dieser Selektionsmöglichkeiten sehr deutlich. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts, bei Christian Thomasius, wird der Begriff vor allem „stiltypologisch“ verstanden: Er meint eine bestimmte Art, Wissenschaft zu betreiben, versteht den Wissenschaftler als „bel esprit“ und macht den, der sie hinreichend beherrscht, zum „homme galant“.<sup>4</sup> Demgegenüber findet sich bei Alexander Baumgarten und seinem Schüler Georg Friedrich Meier eine rein „ästhetische“ Gebrauchsweise; der Begriff wird nur auf die Künste bezogen.<sup>5</sup> Eine weitere Variante ist die humanistisch-philologische Begriffsverwendung bei Johann Friedrich Bertram: Hier werden unter den „schönen Wissenschaften“ vor allem Grammatik, Kritik, Rhetorik, Poesie und Historie verstanden; diese bilden im Lehrbetrieb gleichzeitig die Propädeutik für die höheren Fakultätswissenschaften.<sup>6</sup> Eine Mittelstellung nimmt schließlich Gottsched ein, der nach Strube den Begriff sowohl „ästhetisch“ als auch „polyhistorisch“ und bezeichnenderweise in der Doppelformel „schöne Wissenschaften und freie Künste“ verwendet: Er kombiniert die ästhetische Begriffsverwendung und die humanistisch-philologische, indem er alle Künste sowie Geschichte und Grammatik einbezieht; das Mittelglied bilden dabei die Poesie und die Rhetorik.<sup>7</sup> Gellert führt Strube (wie ich meine zu Recht) im Wesentlichen in der humanistisch-philologischen Traditionslinie.<sup>8</sup>

Ich will jedoch die Darstellung noch kurz über Gellert hinaus weiterzeichnen, weil der Begriff nach der Jahrhundertmitte – in der er seine Blütephase hat<sup>9</sup> – zunehmend vereinseitigt wird und immer mehr in die Kritik gerät; beides ist wichtig, auch für die Beurteilung von Gellerts Wissenschaftsverständnis. Zunächst wird der Begriff auf den rein ästhetischen Bedeutungsbereich verengt,<sup>10</sup> während die humanistische Bildungstradition in den Hintergrund gerät.<sup>11</sup> Daneben nehmen die Vorwürfe gegen das damit verbundene Wissenschaftsverständnis zu: Die schönen Wissenschaften seien oberflächlich und „seicht“; sie hätten keine gründliche und systematische Methode; sie brächten eine „unordentliche“ Schreibweise und eine „undeutliche“ Vortragsweise hervor.<sup>12</sup> Immer stärker beginnt sich im Hintergrund ein neues Wissenschaftsverständnis durchzusetzen, das bei Sulzer in der *Allgemeinen Theorie der schönen Künste* (und eben nicht Wissenschaften!) schon aufscheint und in Kants vernichtendem Verdikt in der *Kritik der Urteilskraft* vollendet wird<sup>13</sup>: Er hält die „schönen Wissenschaften“ nur noch aufgrund

---

<sup>3</sup> Diese Aufteilung bestimmt z.B. noch Immanuel Kants *Streit der Fakultäten* (1798).

<sup>4</sup> Vgl. Strube [Anm. 1], S. 143ff.

<sup>5</sup> Vgl. ebd., S. 159ff.

<sup>6</sup> Vgl. ebd., S. 147ff.

<sup>7</sup> Vgl. ebd., S. 153ff.

<sup>8</sup> Vgl. ebd., S. 183.f

<sup>9</sup> Vgl. ebd., S. 181.

<sup>10</sup> Die Tradition des Wechselbegriffs „schöne Künste und freie Wissenschaften“ wird allerdings beispielsweise von der von 1765 bis 1806 in Leipzig erscheinenden *Neuen Bibliothek der schönen Künste und der freyen Wissenschaften* fortgesetzt.

<sup>11</sup> Herder hingegen versucht noch, die humanistisch-pädagogische Tradition zu retten; vgl. Strube [Anm. 1], S. 198, sowie die Anmerkungen zu Herder in diesem Beitrag.

<sup>12</sup> Strube [Anm. 1], S. 193f.

<sup>13</sup> Vgl. die *Kritik der Urteilskraft*, § 44: „Es gibt weder eine Wissenschaft des Schönen, sondern nur Kritik, noch schöne Wissenschaft, sondern nur schöne Kunst. Denn was die erstere betrifft, so würde in ihr wissenschaftlich, d. i. durch Beweisgründe ausgemacht werden sollen, ob etwas für schön zu halten sei oder nicht; das Urteil über Schönheit würde also, wenn es zur Wissenschaft gehörte, kein Geschmacksurteil sein.“

einer peinlichen „Wortverwechslung“ für Wissenschaften; das Schöne werde schließlich auch ohne Begriff erkannt, und das, was man ohne Begriff erkenne, könne nun platterdings keine Wissenschaft konstituieren. Der Untergang des alten Begriffs steht damit wohl kaum zufällig in engem Zusammenhang mit dem Aufstieg des neuen objektivistischen, von den Kantischen Kritiken mitinitiierten Wissenschaftsparadigmas.

Schöne Wissenschaften bei Gellert – Empfindsame Programmatik und angewandte Rhetorik

a) Die Antrittsrede *Von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten* - Der ideale Gelehrte

Von einem solchen kantischen Wissenschaftsverständnis ist Gellert weit entfernt, als er im Jahr 1751 zu Leipzig seine enthusiastische Antrittsrede unter dem Titel „Von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten“<sup>14</sup> als außerordentlicher Professor der Philosophie hält. Geradezu panegyrisch klingen das einleitende Fürsten- und Gotteslob; geradezu berauscht die persönliche Würdigung als „schönster und glücklichster [Tag] meines Lebens“.<sup>15</sup> Die ganze Rede ist ein Musterexempel empfindsam gesteigerter Rhetorik – und damit gleichzeitig ein autoreferentieller Beweis für die Nützlichkeit und Notwendigkeit rhetorischer Bildung nicht nur für die Akademie, sondern fürs Leben. Denn exakt dieses will Gellert in der Rede selbst dartun: Er will beweisen, dass die schönen Wissenschaften einen wichtigen Einfluss auf das „Herz“ des Menschen, seine „Sitten“ und das „gemeine Leben“ haben.<sup>16</sup> Die Beschäftigung mit ihnen schärfe nicht nur den Verstand, sondern belebe auch die Einbildungskraft und bereichere das Gedächtnis;<sup>17</sup> kurz: die schönen Wissenschaften bildeten nicht nur den Gelehrten und seine oberen geistigen Vermögen, sondern auch den Menschen in einer Art vollständiger anthropologischer Schätzung. Wie aber tun sie dies?<sup>18</sup>

---

Was das zweite anlangt, so ist eine Wissenschaft, die, als solche, schön sein soll, ein Unding. Denn, wenn man in ihr als Wissenschaft nach Gründen und Beweisen frage, so würde man durch geschmackvolle Aussprüche (Bonmots) *abgefertigt*. - Was den gewöhnlichen Ausdruck, *schöne Wissenschaften*, veranlaßt hat, ist ohne Zweifel nichts anders, als daß man ganz richtig bemerkt hat, es werde zur schönen Kunst in ihrer ganzen Vollkommenheit viel Wissenschaft, als z. B. Kenntnis alter Sprachen, Belesenheit der Autoren die für Klassiker gelten, Geschichte, Kenntnis der Altertümer u.s.w., erfordert, und *deshalb* diese historischen Wissenschaften, weil sie zur schönen Kunst die notwendige Vorbereitung und Grundlage ausmachen, zum Teil auch, weil darunter selbst die Kenntnis der Produkte der schönen Kunst (Beredsamkeit und Dichtkunst) begriffen worden, durch eine Wortverwechslung, selbst schöne Wissenschaften genannt hat“ (Immanuel Kant: Werke in zehn Bänden, hg. von Wilhelm Weischedel, Bd. 8, Darmstadt 1957, S. 403).

<sup>14</sup> Die Antrittsrede wurde den akademischen Gepflogenheiten gemäß in lateinisch gehalten; der Originaltitel lautet: „De vi atque utilitate optimarum artium at morum elegantiam vitaeque communis suavitatem“. Die Übersetzung nahm Gellerts Freund Gottlieb Leberecht Heyer vor; sie erschien erstmals in Gellerts *Sammlung vermischter Schriften* 1756, während der lateinische Text nur im Manuskript erhalten ist. Der Text ist zweisprachig in der Gellert-Ausgabe [Anm. 15] enthalten.

<sup>15</sup> Beide Gellert-Texte werden im folgenden mit Sigle [GS] und Seitenzahl zitiert nach: Christian Fürchtegott Gellert: *Gesammelte Schriften. Kritische, kommentierte Ausgabe*, hg. von Bernd Witte, Bd. V: *Poetologische und Moralische Abhandlungen. Autobiographisches*, hg. von Werner Jung, John F. Reynolds, Bernd Witte. Berlin/New York 1994.

<sup>16</sup> GS V, 179; 181.

<sup>17</sup> GS V, 179.

<sup>18</sup> Ein schönes Vergleichsbeispiel, das zudem zeigt, dass das Thema auch dreißig Jahre später noch keineswegs erledigt ist, ist Herders Preisschrift *Über den Einfluß der schönen in die höhern Wissenschaften*, die von der Münchner Akademie immerhin (zu Herders Ärger) eines hälftigen Hauptpreises für würdig befunden wurde (vgl. Johann Gottfried Herder: *Über den Einfluß der schönen in die höhern Wissenschaften*, in: Johann Gottfried Herder: *Werke in zehn Bänden. Bd. 4: Schriften zu Philosophie, Literatur, Kunst und Altertum 1774-1787*, hg. von Jürgen Brummack und Martin Bollacher, Frankfurt am Main 1994, S. 215-232, und Kommentar 971-977). Der Text weist beachtliche Ähnlichkeiten zu Gellerts Argumentation auf, auf die ich im Folgenden an gegebener Stelle hinweisen werde. Er unterscheidet sich bemerkenswerterweise vor allem dadurch, dass die religiöse

Um dies darzustellen, entwirft Gellert zunächst das Bild des idealen Gelehrten bzw. seines Gegenteils;<sup>19</sup> die Gegenüberstellung nimmt in wichtigen Zügen Schillers Unterscheidung des „Brotgelehrten“ vom „philosophischen Kopf“ in dessen Jenaer Antrittsrede (1789) vorweg.<sup>20</sup> Bei Gellert heißt das so:

Wodurch erwarben sie [die vorbildlichen Wissenschaftler] sich alle die Verdienste um die höhern Wissenschaften, die wir an ihnen verehren? Wodurch setzten sie sich in den Stand, ihnen so viel Licht, Gründlichkeit, und Anmuth zu geben. Dadurch, daß sie die engen Schranken gewisser Compendien und Systeme ängstlich durchliefen; daß sie ihr Gedächtniß mit einer Menge leerer und trockner Sätze beschwerten? Oder dadurch, daß sie sich eine genaue Kenntniß der Sprachen, Alterthümer und Sitten aller Zeiten erwarben; daß sie die heilige und weltliche Geschichte sorgfältig erlernten; daß sie sich mit den Meisterstücken sowohl der Poesie als Beredsamkeit bekannt, und den Geist und die Schönheit der alten und neuern Schriftsteller durch Lesen, Nachdenken und Nachahmen sich eigen machten?<sup>21</sup>

Der Textauszug enthält bereits komprimiert das Programm des idealen Wissenschaftlers, das Gellert im Folgenden ausführen wird. Dieser hat kein totes Kompendien-Wissen, sondern lebendige und umfassende Kenntnisse sowohl historischer als auch philologischer und kulturgeschichtlicher Art; er formuliert sein Wissen nicht in abstrakten, sondern in schönen Sätzen, entsprechend dem „Geist“ der antiken und zeitgenössischen Musterautoren, an deren rhetorischen und poetischen Meisterwerken er seine Darstellungskunst geschult hat. Dazu jedoch benötigt der Gelehrte in gleichem Maße durch Übung erworbene Virtuosität wie auch angeborenes „Genie“, „eine gewisse natürliche Größe und Lebhaftigkeit der Seele“.<sup>22</sup> Es geht nämlich in den „schönen Wissenschaften“ beileibe nicht nur um die mechanische Erzeugung von Wissen und Kenntnissen, sondern um umfassende Persönlichkeitsbildung, die sich dann ebenso im Denk- wie im Darstellungsstil zeigt und erst den intendierten umfassenden Nutzen der schönen Wissenschaften über die „Studierstube“<sup>23</sup> des Autors hinaus und für „die Welt, in die Gesellschaften, in die Geschäfte des Lebens und unsrer Häuser“<sup>24</sup> ermöglicht.<sup>25</sup>

---

Argumentation völlig in den Hintergrund getreten ist; der abstrakte Nutzen der schönen Wissenschaften, gegenüber ihren diversen praktischen Vorzügen, wird nun vor allem auf die Humanität bezogen: „Humaniora sind, *Wissenschaften und Übungen, die das Gefühl der Menschlichkeit in uns bilden*“ (GS V, 230).

<sup>19</sup> Und zwar anhand großer und würdiger Beispiele, Gellert bedient sich also des klassischen rhetorischen Mittels der Anrufung der *auctoritas*. Auch Herder hebt noch auf Beispiele ab, dies jedoch ausschließlich am Ende des Beitrags.

<sup>20</sup> Vgl. Friedrich Schiller: *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?*, in: Ders.: Sämtliche Werke, hg. von Gerhard Fricke und Herbert Göpfert, Bd. 4: Historische Schriften, München 1980, S. 749-767, hier: S. 750. Selbst in Johann Gottlieb Fichtes *Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten* (Jena und Leipzig 1794; zitiert nach dem Reprint Jena 1994, hg. von Klaus Vieweg und Michael Winkler) zeigen sich noch Parallelen zu Gellerts Programmatik. Zwar beschreitet Fichte in seinen fünf aufeinander aufbauenden Vorlesungen explizit den Weg der „kalten“ Untersuchung (S. 74) mit den dazugehörigen Begriffsdefinitionen und einer äußerst systematischen Vorgehensweise, der die „Bestimmung des Gelehrten“ stufenweise aus der „Bestimmung des Menschen an sich“ (1. Vorlesung) und der „Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft“ (2. Vorlesung) herleitet. Gleichwohl ist auch für ihn die Beziehung des Gelehrten auf die Gesellschaft zwingend notwendig und deshalb auch die Fähigkeit zur Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse unersetzlich: „Er [der Gelehrte] hat demnach ganz besonders die Pflicht, die gesellschaftlichen Talente, *Empfänglichkeit und Mittheilungsfertigkeit*, vorzüglich und in dem höchstmöglichen Grade in sich auszubilden“ (S. 87). Als „*Erzieher der Menschheit*“ (S. 92) sollte er zudem idealerweise der „*sittlich beste Mensch seines Zeitalters*“ (S. 94) – ein Prädikat, das viele Zeitgenossen in der Mitte des Jahrhunderts sicherlich Gellert verliehen hätten.

<sup>21</sup> GS V, 179.

<sup>22</sup> Ebd.

<sup>23</sup> GS V, 181.

<sup>24</sup> Ebd.

<sup>25</sup> „Wird man wahr, genau, schön und mannichfaltig denken, wird man sich richtig und lebhaft ausdrücken, wird man lehren, gefallen und das Herz des Menschen rühren können“ (GS V, 179); „daß sie uns nur richtig, schön und erhaben denken und schreiben, nicht aber gut, schön und edel empfinden und begehren lehren?“ (ebd.). Vgl. dazu die ganz ähnliche Aufzählung bei Herder [Anm. 18]: „Wie kann er [der oberflächliche Schöngest im Vergleich zum wahren schönen Wissenschaftler] ein Mann, ein würdiger Ehemann und Vater, ein arbeitsvoller, unermüdeter Aufseher des gemeinen Wesens, ein untersuchender, gerechter Richter, ein mühevoller, tragender

Wie dieses Programm im Einzelnen funktioniert, zeigt der an die einleitende Passage angeschlossene Mittelteil der Rede, in dem die eigentliche Beweisführung stattfindet; auch hier ist das zugrundeliegende rhetorische Schema der Gliederung der Rede durchaus erkennbar. Das wesentliche Instrument für die wissenschaftliche Charakterbildung ist der Geschmack, dem in Gellerts moralphilosophischen und poetischen Konzepten auch insgesamt die zentrale Rolle zukommt.<sup>26</sup> Für Gellert ist der Geschmack nicht so sehr ein rationales Urteil in ästhetischen Fragen,<sup>27</sup> sondern eher ein beinahe intuitives Gefühlsurteil, das sich nicht in erster Linie auf Details, sondern auf einen holistisch wahrgenommenen Gesamteindruck eines Phänomens bezieht; der Geschmack sei, so wörtlich,

ein zarte, geschwinde und treue Empfindung alles dessen, was in den Werken des Geistes so wohl in einzelnen Gedanken und Ausdrücken, als überhaupt in dem ganzen Baue des Werkes richtig, schön, edel, harmonisch; und auf der andern Seite alles dessen, was fehlerhaft, was matt, was kindisch, was abentheuerlich und mißhellig ist.<sup>28</sup>

Das Geschmacksurteil wird durch seinen „Gebrauch“ im Laufe des Lebens habitualisiert; es nimmt zwar seinen Ausgang bei der Beurteilung ästhetischer Phänomene, erstreckt sich dann aber auch auf „Gespräche“ und „Handlungen“, schließlich auf den „ganzen Charakter“.<sup>29</sup> Dabei trägt der ausgebildete Geschmack inhaltlich nichts zur Tugendhaftigkeit seines Trägers bei; moralische Normen kann er weder hervorbringen, begründen noch deren Befolgung gewährleisten. Seine eigentliche Funktion ist es, tugendhaftes Handeln in eine schöne Form zu bringen und dadurch eine Art Belohnungseffekt zu erzeugen: Der „Geschmack am Guten“<sup>30</sup> macht es nicht nur schöner und „anmutiger“<sup>31</sup>, sondern auch leichter und überzeugender, tugendhaft zu handeln.<sup>32</sup>

Wozu jedoch dient der Geschmack nun konkret in den Wissenschaften? Gellert erwägt an dieser Stelle seiner Beweisführung zunächst den jeweiligen Beweiswert einer induktiven Herleitung aus „der Natur der Seele und der schönen Wissenschaften“ gegenüber dem von „Zeugnissen und Beyspielen“ – und entscheidet sich, wiederum mehr rhetorisch denn philosophisch begründet, für letztere, indem er seine Hörer zu einem Gedankenexperiment auffordert: „Stellt euch einen Freund der schönen Wissenschaften vor“.<sup>33</sup> Diesen modelliert er nach den antiken Exempeln von Cicero, „Paul Aemil“<sup>34</sup> und Plinius sowie in der Tradition der antiken Charakterdarstellung. Dieser exemplarische Freund der schönen Wissenschaften setzt das oben dargestellte Bildungsprogramm nun in die Tat um: Er liest und studiert die besten Werke

---

Arzt, ein geschäftiger Weiser, ein Wahrheitforscher [sic], und Wohltäter des menschlichen Geschlechts in seinem Kreise werden? [...] Viele Mängel und Unglückseligkeiten unsrer Staaten, unsrer Stände, Ämter, Wissenschaften und Geschäfte lassen sich auf die unglückselige Üppigkeit der Schöngesteier zurückführen“ (220f.).

<sup>26</sup> Vgl. dazu beispielsweise die Textsammlung *Vom Laienurteil zum Kunstgefühl*, hg. von Alexander von Bormann, Tübingen 1974, wo Gellert als Vertreter eines „Geschmacks des Herzens“ (S. 12) eingeführt wird.

<sup>27</sup> Damit entspricht Gellert unter dem Einfluss des Sensualismus verbreiteten Tendenzen um die Jahrhundertmitte, den Geschmacksbegriff nicht mehr so stark rationalistisch wie in der Frühaufklärung zu gebrauchen; vgl. dazu Bormann [Anm. 26], S. 7.

<sup>28</sup> GS V, 181. Dafür spricht auch, dass er über ein „geheimes Vergnügen“ oder einen Unwillen sich äußert, ebd.

<sup>29</sup> Ebd. – Herder hingegen sieht als Vorstufe nicht mehr den Geschmack, sondern die Ausbildung der unteren Seelenvermögen im Einzelnen: „Schöne Wissenschaften sind die, welche die sogenannten *untern Seelenkräfte*, das *sinnliche Erkenntnis*, den *Witz*, die *Einbildungskraft*, die *sinnlichen Triebe*, den *Genuß*, die *Leidenschaften und Neigungen ausbilden*“ (Anm. 18, S. 221).

<sup>30</sup> Die Formulierung findet sich in den *Moralischen Vorlesungen* (1. Vorlesung: Von der Moral im allgemeinen, S. 16), die insgesamt viele Parallelen zum Wissenschaftsprogramm der Antrittsvorlesung aufweisen), GS VI, 16.

<sup>31</sup> GS V, 181.

<sup>32</sup> Letztlich ist die Erziehungsfunktion des guten Geschmacks ein Vorläufer des späteren Programms der ästhetischen Erziehung Schillers, was sich beispielsweise auch in der Betonung des „guten Umgangs“ in diesem Zusammenhang bei Schiller zeigt.

<sup>33</sup> GS V, 181.

<sup>34</sup> Gemeint ist wohl der römische Feldherr und Politiker Lucius Aemilius Paulus, 2. Jh. v. Chr.

der Alten und der Neuen, und zwar nicht nur mit dem Verstand, sondern vor allem „mit Empfindung“;<sup>35</sup> er identifiziert sich dabei natürlicherweise und noch verstärkt durch den „rührenden Ton“ und die „lebhaften Bilder“ mit den dargestellten „Beispiele[n] der Menschenliebe, der Zärtlichkeit, der Freundschaft, der Dankbarkeit, der Liebe zum Vaterlande, des Heldenmuthes, der wahren Ehrbegierde“.<sup>36</sup> Er wird dadurch nicht nur ein guter Wissenschaftler, sondern profitiert in all seinen gesellschaftlichen Rollen (wie wir heute sagen würden) als „Bürger“, „Hausvater“, „Ehemann“, „Freund“ und „Gesellschafter“.<sup>37</sup> Den geradezu universalen Nutzen dieser wissenschaftlichen Geschmacks- und Charakterbildung zeigt vielleicht am besten dasjenige Beispiel, das uns heute wohl am abwegigsten vorkommt, der Nutzen für die „Unternehmungen des Krieges“:<sup>38</sup> Der vorbildliche Paul Aemil nämlich wird vom „guten Geschmack“ beherrscht, wenn er seine Armee im „Geist der Ordnung, der Klugheit, der Symmetrie“ nicht nur schön, sondern auch „vortheilhaft“ aufstellt.<sup>39</sup>

Aber, so nimmt Gellert an dieser Stelle der Beweisführung in guter rhetorischer Tradition mögliche Einwände seiner Gegner vorweg, gibt es nicht auch ganz unanmutige, ungesellige und geschmacklose Wissenschaftler? Gibt es tatsächlich, aber das sind eben die oben bereits erwähnten falschen pedantischen Schillerschen Brotgelehrten:

Begierig auf ihre Künste, verschließen sie sich auf ihre Studierstuben und fliehen den Umgang, auf den sie ihre Kenntnisse sollten anwenden lernen. Sie bleiben Fremdlinge auf dem Schauplatze der Welt.<sup>40</sup>

Das Gleiche gilt für das Argument, dass offensichtlich die Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften nicht immer eine bessere Moral, sondern geradezu das Gegenteil bewirken kann: Auch hier liegt die Ursache nicht in den Wissenschaften selbst, sondern ihrem „fehlerhaften Gebrauch“<sup>41</sup> allein zur Befriedigung egoistischer Zwecke. Schließlich, so ein letzter möglicher Einwand, gebe es doch auch hinreichend geschmackvolle und moralisch vorbildliche Menschen außerhalb der Akademien; diese aber, so Gellert, hätten ihr Studium letztlich durch die bildenden Institutionen von Eltern, Lehrern, Freunden oder Büchern substituiert; und er würde sich nicht wundern,

wenn ein einziges gutes Buch, wenn eine *Clarissa* oder ein *Grandison* dem aufmerksamen Leser mehr gute und edle Empfindungen einflößet, als eine ganze Bibliothek moralischer Schriften dem Gelehrten.<sup>42</sup>

Auf die Wichtigkeit der richtigen Lektüre – sowohl der Alten als auch der Neuen, wie Gellert in dieser Rede in einer Art *cultural correctness* ständig betont – werde ich gleich noch zu sprechen kommen. Zunächst jedoch bringt Gellert seine Beweisführung zu Ende, indem er einen letzten rhetorischen Haken schlägt: Er stellt nämlich in Frage, ob es überhaupt möglich sei, seine Behauptung des umfassenden Nutzens des Studiums der schönen Wissenschaften für Geist, Charakter, Moral und das Leben schlechthin im strengen Sinne zu beweisen. Letztlich müssten die Hörer diese Wahrheit nämlich „empfinden“; und das könnten sie am besten, indem sie sie im täglichen Leben durch die tägliche Erfahrung erproben.<sup>43</sup> Gellert schließt deshalb mit einem Appell, einer ganzen Kaskade rhetorischer Fragen und einer letzten Berufung auf die *auctoritas* des Cicero<sup>44</sup>, bevor er in eine Reihe von Lobsprüchen ausbricht, die die Begeisterung des Anfangs mit all ihren Superlativen wieder aufnehmen und die Leipziger Universität nun endgültig zum Exzellenzcluster für geschmackvoll betriebene schöne Wissenschaften erklären:

---

<sup>35</sup> Ebd.

<sup>36</sup> Ebd.

<sup>37</sup> Ebd.

<sup>38</sup> GS V, 185.

<sup>39</sup> Ebd.

<sup>40</sup> Ebd.

<sup>41</sup> Ebd.

<sup>42</sup> GS V, 189.

<sup>43</sup> GS V, 191.

<sup>44</sup> Weitere häufig verwendete rhetorische Mittel sind z.B. Antithesen, Aufzählungen und Vergleiche.

Es blühe diese Academie, sie sey eine Quelle der größten Geister, der schönsten und liebenswürdigsten Sitten; und ewig sey der Name dieser Stadt, der Name Leipzigs, Sachsens Zierde, und fremder Länder Bewunderung!<sup>45</sup>

## b) Die Abschlussvorlesung *Von den Fehlern der Studierenden* – Der ideale Student

Der enthusiastisch vorgetragenen, rhetorisch durchformten und empfindsam eingetränkten Programmatik der „schönen Wissenschaften“, des geschmackvollen Gelehrten und des vielfältigen alltagsweltlichen Nutzens umfassender akademischer Ausbildung in der Antrittsrede folgt in einer Abschlussvorlesung mit dem Titel *Von den Fehlern der Studierenden bey der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Akademien*<sup>46</sup> ein einigermaßen realitätsgesättigtes Bild des akademischen Lebens. Gellert nimmt die ursprüngliche Programmatik wieder auf, um sie nun jedoch stärker in der Praxis des akademischen Lebens und vor allem im Studium selbst zu verankern. Er beschränkt sich dabei nicht mehr auf die „schönen Wissenschaften“, sondern es geht ihm um die Wissenschaften insgesamt. Auch die Struktur ist ein wenig variiert, behält jedoch gleichwohl das rhetorische Grundmuster der Dreiteilung bei. An die Stelle des Fürsten- und Gotteslobs in der Einleitung tritt eine explizite *captatio benevolentiae* an die studentische Hörerschaft – die zweifellos über den rhetorischen Effekt hinaus tatsächlich nötig ist, da Gellert ein heikles Thema behandeln, nämlich „von den Fehlern der Studierenden bey der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Akademien“, sprechen will. Darauf folgt im Mittelteil eine diesmal sogar systematisch gegliederte Auflistung möglicher „allgemeiner“<sup>47</sup> Fehler: Gellert unterscheidet zum Ersten nach der Studienmotivation, der „Absicht“ und den Bewegungsgründen<sup>48</sup> für die Aufnahme eines Studiums; zum Zweiten nach einer fehlerhaften Praxis, den Fehlern in der „Art, mit der man studieren soll“.<sup>48</sup> Die Schlusswendung hat dann wieder Appellcharakter.

Zu den Fehlern im Einzelnen. Der erste Punkt, die Studienmotivation, lässt sich noch relativ leicht auf das in der Antrittsrede dargelegte Wissenschaftsprogramm zurückführen: Idealerweise sollte man studieren, um

unsern Verstand mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, unser Herz edelgesinnt und rechtschaffen zu machen, uns zum Dienste des Vaterlandes, der Welt vorzubereiten; dieses Verlangen sollte uns unstreitig bey unserm Studieren beleben. Die Vorstellung, daß es unsre Pflicht ist, die Kräfte unsers Geistes zur Ehre seines Urhebers zu verwenden, sollte uns regieren, uns die Mühe des Fleißes, des Nachdenkens, versüßen, welche die Arbeiten des Verstandes kosten.<sup>49</sup>

Die Wissenschaft wird also weiterhin sowohl auf moralische Wirksamkeit als auch gesellschaftliche Nützlichkeit verpflichtet. Neu ist demgegenüber jedoch die stärkere Betonung der religiösen Verbindlichkeit,<sup>50</sup> eine Vorliebe für Metaphern und Gedankenfiguren aus dem Bereich der Ökonomie (die Bereicherung durch Kenntnisse, der möglichst effiziente Einsatz der von Gott verliehenen Talente<sup>51</sup>) und eine stärkere Betonung der natürlichen anthropologischen Gegengewichte gegen eine akademische Tätigkeit: Von der „Liebe zur Gemächlichkeit, zum

---

<sup>45</sup> GS V, 193.

<sup>46</sup> Über die Entstehung dieser Abhandlung ist lt. Kommentar der Kritischen Ausgabe nichts bekannt; es wird vermutet, dass sie zum Abschluss einer der mehr praxisorientierten Vorlesungen gehalten wurde. Da sie Gellert 1756 in seiner *Sammlung vermischter Schriften* aufgenommen hat, ist das der Entstehungszeitpunkt ante quem.

<sup>47</sup> GS V, 270.

<sup>48</sup> Ebd.

<sup>49</sup> Ebd.

<sup>50</sup> Biographisch entspricht dies wohl Gellerts zunehmender Religiosität im Alter. Vgl. auch Gellerts fiktiven Brief *Lehren eines Vaters für einen Sohn, den er auf die Akademie schickt*, wo es heißt: „Wir können und sollen die Wissenschaften aus eben der Absicht treiben, aus der wir beten, oder ein Werk der Liebe ausführen“ (GS V, 300).

<sup>51</sup> Auch das ist noch stärker ausgeprägt in den *Lehren eines Vaters*, wo von den Talenten als „göttliches Darlehen“ die Rede ist, mit dem man wuchern muss (GS V, 301).

Vergnügen, zur Eitelkeit“<sup>52</sup> ist weiter unten explizit die Rede. Offensichtlich belohnt sich also die wissenschaftliche Tätigkeit doch nicht so ganz von allein, wie es im ersten Text noch den Anschein hatte.

Ein etwas realistischer gewordenes Menschenbild zeigt auch die sich daran anschließende Diskussion möglicher „Triebfedern“, wie es im psychologisch-mechanistischen Jargon der Zeit heißt, für die Aufnahme eines Studiums. Gellert erkennt nun an, dass ansonsten verwerfliche Leidenschaften immerhin nützliche Antriebe abgeben können:

Nein, ich gebe es gern zu, daß wir durch den Befehl der Eigenliebe angefeuert, durch die reizenden Aussichten der Ehre, der Hoheit, des Vermögens belebt, nicht allein die beschwerlichsten, sondern auch die nützlichsten Bemühungen in den Wissenschaften unternehmen können. Ich verlange nicht, daß das Herz der Studierenden ohne alle Leidenschaften seyn soll; dieses ist stoischer Unsinn.<sup>53</sup>

Das ist ein deutlicher Reflex auf die anthropologischen Debatten der Zeit, die in dieser Zeit über die Empfindsamkeit hinaus zu einer Rehabilitierung der Leidenschaften beitragen zu beginnen. Gleichwohl, so Gellert, sei Vorsicht beim Gebrauch falscher Motive anzuraten: Die hemmungslose wissenschaftliche Ruhmbegierde führe zu religionsgefährdender „Freygeisterey“<sup>54</sup>; die Verletzung der wissenschaftlichen Eitelkeit und die Frustration des akademischen Ehrgeizes mache „gelehrte Menschenfeinde“;<sup>55</sup> die Konzentration auf „Modewissenschaften“<sup>56</sup> forcire akademische Übereilung und Frühreife; die Vernachlässigung von „Geschmack“ und persönlichem „Genie“ zu den Wissenschaften habe „Oberflächlichkeit“ zur Folge.<sup>57</sup> Zwar seien „mittelmäßige Gelehrte“ für den gesellschaftlichen Einsatz in „geringen Ämtern“<sup>58</sup> durchaus von Nöten; aber wer könne schließlich garantieren, dass sie nicht doch in die eigentlich für die exzellenteren Köpfe vorgesehenen höheren Posten gelangten? Und könne man es sich gar leisten, ausgerechnet auf den Schulen „Halbgelehrte“, „düstre Köpfe mit Wörtern und Sentenzen“<sup>59</sup> unterrichten zu lassen? Gellert resümiert kategorisch: „Ohne Genie, und aus niedrigen Absichten studieren, heißt die Wissenschaften verunehren“.<sup>60</sup>

Diesen Befunden ist, seien wir ehrlich, auch aus heutiger Sicht wenig hinzuzufügen; sie sprechen für eine sehr pragmatische Analyse wechselhafter akademischer Alltagserfahrung. Das Gleiche gilt für Gellerts sich daran anschließende Auflistung der verbreitetsten Fehler studentischer Praxis. Der erste und schwerwiegendste ist die Lektüre der falschen Schriften, womöglich zur falschen Zeit, und meist auf die falsche Weise. Gegenüber einer offensichtlich verbreiteten Lektüre-Präferenz „neuerer Werke des Witzes, Journale, Wochenblätter, guter Romane“ sowie zeitgenössischer „Schriften der Ausländer“ und der eigenen „Muttersprache“<sup>61</sup> empfiehlt Gellert nun verstärkt die frühzeitige, wiederholte, gründliche und umfassende Lektüre der Alten.<sup>62</sup> Er betont dabei zunächst deren unentbehrlichen Bildungswert, wobei er wiederum auf den Geschmacksbegriff rekurriert:

---

<sup>52</sup> GS V, 270.

<sup>53</sup> GS V, 271.

<sup>54</sup> Ebd.

<sup>55</sup> GS V, 272.

<sup>56</sup> Ebd.

<sup>57</sup> Ebd.

<sup>58</sup> Ebd.

<sup>59</sup> Ebd.

<sup>60</sup> GS V, 273.

<sup>61</sup> Ebd.

<sup>62</sup> Vgl. dazu auch eine weitere Vorlesung Gellerts zum *querelle*-Thema: *Von den Ursachen des Vorzugs der Alten vor den Neuern in den schönen Wissenschaften, besonders in der Poesie und Beredsamkeit*, gehalten am 12. Oktober 1767 (GS V, 214-222), wo Gellert eine durchaus abgewogene Haltung einnimmt: Die Alten seien zwar durchaus und aus vielerlei Gründen „unsre Lehrmeister in den schönen Wissenschaften“ (GS V, 219). Dies solle die Neuern jedoch nicht abhalten mit ihnen zu wetteifern und sie womöglich zu übertreffen; so gebe es „in dem Reiche der schönen Wissenschaften, wie auf der Erdkugel, unangebaute, auch ganz unentdeckte Gegenden; und kein großes Genie darf verzagen, daß es nichts neues werde unternehmen könne“ (ebd.). Die Voraussetzungen dafür, dass speziell in Deutschland ein entsprechender kultureller Fortschritt möglich sei, knüpft Gellert



In eben den Jahren, da unser Verstand reifer wird, und wir ihn durch die edle Denkungsart der Alten bilden, und durch ihren guten Geschmack unsern Geschmack schärfen sollten, werfen wir die schönsten Schriften hochmüthig und unwissend aus den Händen<sup>63</sup>

Daneben jedoch entwickelt er eine eigene Hermeneutik, eine Art Modell der idealen Lektüre, die auf eine Rekonstruktion der Autorintention unter möglichst starker und umfassender Einbeziehung philologischer, historischer, kultur- und sittengeschichtlicher Kontexte abzielt. Die erste Voraussetzung dafür ist eine möglichst gründliche Kenntnis der fremden Sprache; optimalerweise, so Gellert, übersetze man fremdsprachige Texte nicht etwa beim Lesen in die Muttersprache, sondern lese und denke in der fremden Sprache selbst. Nur dadurch könnten Missverständnisse durch Verschiebungen im Wortgebrauch vermieden werden:<sup>64</sup>

Aber dennoch bleibt es wahr, daß wir ohne eine richtige und genaue Kenntniß der alten Sprachen, ihres besondern Charakters, ihrer Regeln, die Werke der Alten nicht mit Nutzen lesen, und nicht mit Gründlichkeit auslegen können. Nur alsdenn verstehen wir eine Schrift, wenn wir bey ihren Worten das denken, was der Schriftsteller dabei gedacht hat.<sup>65</sup>

Zum Zweiten müsse der Leser weitestgehend mit „Sitten, Gewohnheiten, Meynungen“, mit „Religion“ und „Regierungsform“ anderer Zeiten vertraut sein; sonst könne er „die Schriften der Alten nur im Dunkeln lesen“.<sup>66</sup> Schließlich seien auch stilistische Kenntnisse und ein geschulter Geschmack vonnöten, um die Schönheiten des Ausdrucks und der Darstellung hinreichend würdigen zu können; hier taucht wieder das erzieherische Geschmacksideal der Antrittsvorlesung auf, das auch hier auf eine Mischung aus Anlage – „gewisser richtiger Empfindung der Natur“ – und Training – durch „Sorgfalt und Aufmerksamkeit“<sup>67</sup> – gründet.

Was heißt also, so fragt Gellert an dieser Stelle – und zwar nicht nur rhetorisch – „[w]as heißt Einsicht in die Sprache, was heißt Aufmerksamkeit im Lesen, um mit Empfindung zu lesen?“<sup>68</sup> Und er gibt keinen enthusiastischen Sermon über die Schönheiten des empfindsamen Romans oder die rührenden Stellen bei den Alten zur Antwort, sondern ganz konkrete Anweisungen: Es heißt nämlich, nicht nur die fremde Sprache so zu verstehen, dass man keine Übersetzungen und Kommentare benötigt, sondern sogar die Feinheiten der individuellen Autorsprache zu kennen und erkennen; es heißt, einen Text nicht nur einmal, sondern immer wieder lesen; es heißt, ihn nicht nur oberflächlich, sondern gründlich, „mit einer Art Zergliederung“ und „beynahe eben mit der Sorgfalt“ lesen, „wie man schreibt“; es heißt, sowohl auf die Details als auch auf die gesamte Komposition des Textes zu achten und den Zusammenhang beider niemals aus den Augen zu verlieren.<sup>69</sup> Es heißt letztlich, Lesen als eine ernsthafte und kräftezehrende Arbeit zu verstehen,

---

wiederum an das Popularisierungs- und Nützlichkeitsgebot der Wissenschaften: „Dann wird er [der Geschmack] in Deutschland siegen, wenn ihn die Großen in die Cabinetter der Fürsten, und die Gelehrten in die Gesellschaften des bürgerlichen Lebens einführen“ (ebd.) – Ganz ähnlich im übrigen noch Herder, der in seiner Preisschrift zunächst auf die aus missverstandener Schöngesteuer resultierenden negativen Folgen zu sprechen kommt: „Nicht eine tändelnde, üppige Lektür, Verse und Romane, Kritiken und witzige Journale“ (Anm. 18, 217) machten den schönen Kopf, sondern die Lektüre der Alten als „wahre Muster des Schönen“ (ebd.), und zwar mit „Mühe“ und „Übung“ (ebd.).

<sup>63</sup> GS V, 274.

<sup>64</sup> Das illustriert Gellert an einem schönen Beispiel, der Definition der Philosophie als „divinarum humanarumque rerum“ bei Cicero. Wenn man nämlich nicht wüsste, so Gellert, dass die „daß die Alten unter diuinis rebus in der Philosophie meistens die Physik und die natürliche Theologie, unter den humanis rebus die Lehre von den Kräften des Verstandes und Willens, die Dialectik und Moral verstanden: so denke ich ein Räthsel“ (GS V, 275).

<sup>65</sup> GS V, 274.

<sup>66</sup> GS V, 275.

<sup>67</sup> GS V, 277.

<sup>68</sup> Ebd. – Vgl. zu Gellerts Lektüeranweisungen auch in den *Moralischen Vorlesungen* und seinen Ratgeber-Briefen Rafael Arto-Haumacher: Gellerts Briefpraxis und Brieflehre: der Anfang einer neuen Briefkultur, Wiesbaden 1995, bes. Kap. 3.4.3.

<sup>69</sup> In seinen *Lehren eines Vaters für einen Sohn, den er auf die Akademie schicket* geht Gellert noch weiter und empfiehlt neben der täglichen Lektüre der Alten schriftliche Exzerpte in einem Lesetagebuch. Dieses Diarium mit Auszügen der schönsten Stellen sollte bereits von Jugend an geführt werden und wird vom Vater kontrolliert;

als einen hermeneutischen und deshalb unabschließbaren Erkenntnisprozess, als Einübung in eine fremde Kultur und eine individuelle Geisteswelt gleichermaßen. Lesen in diesem Sinne ist Einarbeitung in eine grundlegende und für die Bildung unentbehrliche Kulturtechnik des Abendlandes.

Neben der falschen Lektüre ist der zweite Fehler, den Gellert geißelt, die Vernachlässigung der rhetorischen Fertigkeiten. Wiederum verweist er vor allem auf den praktischen Nutzen der „deutlichen“, „ordentlichen“ und „schönen“ Darstellung, ohne den alle noch so wertvolle Erkenntnis letztlich unvermittelbar und folgenlos bliebe. Und wiederum macht er klar, dass ein wahrer „Scribent [...] für die Welt“<sup>70</sup> nur durch wiederholte, langjährige, intensive Übung entsteht:

Man muß die Sprache gebraucht, geübt, man muß darinnen gedacht und geschrieben haben, wenn man sie bis zur Deutlichkeit, Schönheit, bis zum Nachdrucke in der Gewalt haben will.<sup>71</sup>

Mehr Lesen, mehr Schreiben, mehr Zeit zum Reifen der Gedanken und zum Ausformen der Ausdruckskraft – das alles könne doch angesichts der akademischen und gesellschaftlichen Realität nur ein „schöner Traum“ sein, so nimmt Gellert selbst in einem Anfall von Realismus die mögliche Kritik vorweg; zum Einen sei all das von höchstens akademischen Nutzen, zum Anderen habe kein Mensch Zeit für all diese doch nur rein propädeutischen Dinge. Das erste Argument beantwortet Gellert mit dem aus der Antrittsrede bereits bekannten Preis des Nutzens der Gelehrsamkeit fürs „gemeine Leben“, der aber auch hier etwas realitätsnäher und pragmatischer gerät.<sup>72</sup> Zum zweiten stellt er eine Reihe unliebsamer Forderungen auf, die sich wie eine Art modernes PISA-Programm lesen. Zuerst müssten nämlich die Schulen verbessert werden, damit die Studenten eine bessere Grundlage in den für das Studium notwendigen Kulturtechniken hätten. Zum Zweiten erwartet er von den Studenten selbst mehr „Neigung für die Wissenschaften“ und mehr „Fleiß“. Zum Dritten plädiert er dafür (und das will gerade heute wohlwogen sein), das Studium eher zu verlängern als zu verkürzen, und die Zeit vor allem effektiver zu nutzen.<sup>73</sup> Zum Vierten müsse man „das Vorurtheil ableg[en], daß die Zeit zum Lesen und Studieren nur in die Grenzen der Jahre des Jünglings eingeschlossen sey“<sup>74</sup>; modern formuliert: Lernen sei ein offener und lebenslanger Prozess. Schließlich sei die Zeit, die man in die propädeutischen schönen Wissenschaften investiere, auch für die höheren gut angewandt, da man bereits, ebenfalls modern gesagt, das Lernen bereits gelernt habe.<sup>75</sup> Gellert schließt seine Ausführungen deshalb mit einem modifizierten Appell an die Studenten und – bezeichnenderweise – nicht mehr mit einem Dank an die Obrigkeit, sondern mit einem Hinweis auf die religiöse Verpflichtung auch des Wissenschaftlers:

---

es dient aber auch dem Autor selbst als Schatz für das Alter, indem er seinen eigenen geistigen Werdegang verfolgen kann (vgl. GS V, 308).

<sup>70</sup> GS V, 280. Damit verbunden ist auch ein bestimmtes Verständnis von Philosophie bzw. eine deutliche Kritik der System- und Schulphilosophie der Zeit. Philosophie sollte sich nach Gellert nicht in systematischen Spitzfindigkeiten verlieren, sondern formal allein die „Fertigkeit richtig zu denken und zu urtheilen“ (GS V, 279) schulen. Darüber hinaus gäben auch hier die Alten das Vorbild ab: „aber das weis ich, daß sie ihre Weltweisheit praktischer getrieben haben; das weis ich, daß ein Weltalter in Athen war, wo die Philosophie und die Beredsamkeit mit einander verbunden waren, wo die Gründlichkeit der Gedanken zugleich mit der Schönheit der Ausführung und der Sprache vereint wurde.“ (GS V, 280).

<sup>71</sup> GS V, 280.

<sup>72</sup> So beschreibt Gellert z.B. den Nutzen in öffentlichen Ämtern und Geschäften, vgl. GS V, 278.

<sup>73</sup> Ein ausgearbeitetes Beispiel für richtiges Zeitmanagement findet sich in den *Lehren des Vaters für seinen Sohn, den er auf die Akademie schickt*. Vier Stunden solle dieser seinen Hauptstudien widmen, vier Stunden der Wiederholung des bereits Gelernten, vier Stunden der Ausübung von Künsten und Leibesübungen, fünf Stunden den Mahlzeiten, den Freunden und der Erholung, und sieben Stunden dem Schlaf (vgl. GS V, 301f).

<sup>74</sup> Alle Zitate aus GS V, 278.

<sup>75</sup> Vgl. GS V, 279. Auch in den *Lehren eines Vaters* wird der propädeutische Charakter betont: „Die schönen Wissenschaften sollen Dir den Geschmack an den nützlichern und ernsthaftern nicht benehmen, sondern Dich vielmehr stärken und geschickt machen, Deinen guten Geschmack, Deine feinere Urtheilskraft auch hier zu gebrauchen, und zu zeigen“ (GS V, 309).

möchte ich Sie doch in Ihrem rühmlichen Eifer, in der gründlichen Erlernung der Sprachen, der Geschichte, der Philosophie, der Beredsamkeit und Poesie, zum Besten der höhern Wissenschaften, durch diese Rede bestärkt haben! [...] Von wem haben wir unseren Geist, der die Wissenschaften faßt? Sollten wir sie nicht zur Ehre des Vaters der Geister und der Menschen erlernen und anwenden?<sup>76</sup>

### Wissenschaft als bedrohte Lebensform – zur Zusammenfassung

Vergleicht man die beiden akademischen Reden, so ist trotz der wahrscheinlich nur geringen zeitlichen Differenz in der Entstehung eine Entwicklung erkennbar: Die Emphase in der Antrittsrede ist kritischen Untertönen in der Abschlussvorlesung gewichen; die empfindsam-rhetorische Vehemenz der Darstellung ist vom *genus grande* zum *genus mediocre* abgeschwächt; der inhaltliche Schwerpunkt hat sich vom recht allgemeinen Bild des idealen Gelehrten zu einem recht präzisen Bild des idealen Studenten verlagert; und die schönen Wissenschaften bleiben zwar immer noch empfindsam grundiert und auf lebensweltliche Anwendung verpflichtet, werden aber jetzt stärker in einen religiösen (und damit absolut verpflichtenden) Begründungszusammenhang gestellt sowie funktional auf eine Propädeutik zurückgefahren. Das spiegelt zum einen bekannte biographische Veränderungen in Gellerts Lebenshaltung, zum anderen aber auch die zeitgeschichtliche Abschwächung allzu empfindsamer Elemente zugunsten eines differenzierteren Menschenbildes, das die menschlichen Schwächen stärker in Rechnung stellt.

Darüber hinaus jedoch erbringt Gellert in beiden Reden vielfache Transferleistungen, die gegen die altbekannten Vorwürfe mangelnder Originalität, dünner philosophischer Substanz und popularistischen Philistertums in Stellung gebracht werden könnten:<sup>77</sup> Er vermittelt auf vielfache Weise zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, zwischen Gelehrsamkeit und Leben, zwischen Vernunft und Gefühl ebenso wie zwischen Erkenntnis und Moral. Das Medium, in dem sich all diese Gegensätze begegnen, ist der Interdiskurs der Empfindsamkeit, die gleichzeitig als moralphilosophisches und anthropologisches Konzept (bezüglich des Geschmacksbegriffs und der Theorie des *moral sense*<sup>78</sup>), als Lebenshaltung (bezüglich der verschiedenen Rollenmodelle) und als Darstellungsnorm (bezüglich der Rhetorik als Emotionalisierungstechnik) verstanden werden kann. Auf einer theoretisch-formalen Ebene könnte man das Konzept der empfindsam getönten schönen Wissenschaften sogar als fortschrittlich bezeichnen, wenn man es nur ein wenig modernistisch reformuliert: Gellert entwirft ein holistisches Wissenschaftsmodell<sup>79</sup> unter selbstverständlicher Einbeziehung ethischer Aspekte; er zeigt die vielfältige Anschließbarkeit eines solchen Modells an gesellschaftliche wie individuelle Probleme; er demonstriert den allgemeinen Bildungswert speziell der schönen Wissenschaften; er macht das lebenslange Lernen zu einer Aufgabe für jeden Menschen; er betont die Wichtigkeit der Beherrschung zentraler Kulturtechniken; und er ruft auf zu effizientem Zeitmanagement. Dass es demgegenüber eher als

---

<sup>76</sup> GS V, 281.

<sup>77</sup> In besonders konzentrierter Form sind die Vorwürfe beispielsweise in Erich Schmidts Artikel in der *Allgemeinen Deutschen Biographie* nachzulesen, dessen mehrseitiger bis hin zur Polemik kritischer Artikel ironischerweise mit dem Satz schließt: „Eine vorurteilsfreie Monographie über Gellert ist ein dringendes Bedürfnis“ (Bd. 8, Leipzig 1878, S. 544-549, hier: S. 549). Das gilt teilweise noch bis heute.

<sup>78</sup> Vgl. dazu Jan Engbers: Der „Moral-Sense“ bei Gellert, Lessing und Wieland. Zur Rezeption von Shaftesbury und Hutcheson in Deutschland, Heidelberg 2001, bes. Kap. 5.1.: Gellert und Shaftesbury.

<sup>79</sup> Der holistische Grundzug prägt auch Herders Beitrag auf mehreren Ebenen. Zunächst geht Herder entsprechend seinen anthropologischen Grundzügen davon aus, dass „alle Kräfte unsrer Seele“ nur „Eine Kraft“ seien (Anm. 18, S. 221) und die Schulung der Gemütskräfte deshalb nur eine zeitliche Reihenfolge erfordere, aber keine prinzipielle Unterscheidung. Zum Zweiten seien auch die Wissenschaften nicht so streng voneinander abgetrennt, wie ihre disziplinäre Organisationsform vermuten lassen: „Beinah scheint es Vorzug aller edlern Geister zu sein, daß sie sich nicht in eine Kunst oder Wissenschaft mechanisch einschlossen, sondern die eine durch die andere belebten und gleichsam in keiner, die den Geist bildet, ganz fremde waren. Das Reich der Wissenschaften scheint in allen seinen Gebieten eins zu sein, wie die Kräfte der menschlichen Seele“ (S. 226).

konservativ oder schon damals als anachronistisch wahrgenommen wurde, liegt vor allem in seinen inhaltlichen Komponenten begründet:<sup>80</sup> der absoluten Bindung an die Religiosität des Menschen, der unterwürfigen Haltung gegenüber der Obrigkeit, der Verbindung mit einem aus der Mode kommenden Geschmacksbegriff, dem simplifizierend wirkenden Menschenbild, dem engen Lektürekanon, der einseitigen Verherrlichung der Antike. Allerdings hängen Vor- und Nachteile aufs engste zusammen: Holistisch wird das Modell erst um den Preis eines einheitlichen, weil religiös fundierten Menschen- und Weltbildes; anschließbar an die gesellschaftliche Praxis wird es durch die Berufung auf festgelegte Rollenmuster; bildungstheoretisch ambitioniert durch die Konzentration auf die Antike als ideale Modellwirklichkeit und die Definition von Bildung als langjährigen, diszipliniert durchgeführten und effizient organisierten Selbstformungsprozess.

Vielleicht ist es gerade dieser letzte Punkt, der angesichts eines rapiden Verfalls von traditionellen Bildungswerten und Kulturtechniken heute am meisten Anregungspotential bietet. „Empfindsame Wissenschaft“ gibt es, das zeigt auch Gellerts eigener von der Antritts- bis zur Abschlussrede zurückgelegter Weg, nicht einfach durch lebhaftes Fühlen oder schönes Schreiben allein; sie ist eine Haltung, ein aufgrund besonderer Anlagen erworbener Habitus, letztlich eine Lebensform, in der es keine Trennung zwischen Wissenschaft und Leben mehr gibt, sondern nur noch eine fortschreitende gegenseitige Durchdringung von Denken, Fühlen, Handeln und, nicht zuletzt, Darstellen.

---

<sup>80</sup> Ein Grund für diesen Eindruck liegt wohl auch, ironischerweise, in der Darstellung selbst, die auf den heutigen Leser eher abschreckend als einladend wirkt – was einmal mehr drastisch den von Gellert diagnostizierten Verlust der Rhetorik als Bildungstradition und Kulturtechnik demonstriert.